



Geschichte der deutschen Kunst

<<Das>> frühe und hohe Mittelalter bis zum Ausgang der Staufer : die Kunst des romanischen Stils / Georg Dehio

Dehio, Georg

Berlin [u.a.], 1930

Die ersten Gewölbebasiliken

[urn:nbn:de:hbz:466:1-96180](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-96180)

später zu bauen begonnen, seit dem Bauernkriege langsam zerfallen. Durch romantischen Zauber der Lage in einsamem Waldtal für unsere wanderlustige Zeit von besonderer Anziehungskraft. Ruinenschönheit und architektonischer Wert werden oft verwechselt. Hier ist auch der letztere in hohem Maße vorhanden. Von einem sehr sorgfältigen und sicheren technischen Vortrag unterstützt, kommt der Adel dieser Bauweise zugleich anspruchslos und Ehrfurcht weckend zur Erscheinung. Karl Schnaase sprach von der »großen Anmut dieses Monuments, die, obwohl mit ganz andern Formen, einigermaßen an den ionischen Stil erinnert«. Der Bau ist, mit Ausnahme der in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts umgestalteten Vorhalle, einheitlich. Der Abt Gerung war vorher Propst in Hirsau gewesen. Sein Bau wiederholt nicht nur das kultliche Programm der Mutterkirche mit einer sonst nicht wieder vorkommenden Vollständigkeit, auch die Stilformen sind übernommen, etwas reifer und milder jedoch, wie der Zeitunterschied von 25 Jahren es rechtfertigt. Typische Einzelheiten sind die Eckzähne an den fein durchgegliederten Würfelkapitellen; die über jeder Säule senkrecht zum Arkadengesims aufsteigenden und mit ihm durch gleichartiges Profil verbundenen Leisten, die Umrahmung der Tür am nördlichen Querschiff durch Herumführung des Sockelprofils (Abb. 143). Erst in der um einiges jüngeren Vorhalle tritt sächsisch-thüringisches Detail auf.

Hamersleben (Abb. 49). Der nördlichste Ausläufer der Hirsauer Schule. Gegründet 1120, ausgeführt in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts. Wieder eine reine Säulenbasilika; in dem feinen Wohlklang der Proportionen und den ausgezeichneten Schmuckformen (Abb. 246, 247) eine der schönsten, die wir noch besitzen.

Breitenau in Hessen. Gegründet 1113, jetzt Ruine. Den sehr regelmäßigen und normalen Grundriß zeigt Abb. 52. Ausnahmsweise ein Pfeilerbau und ohne Osttürme.

DIE ERSTEN GEWÖLBEBASILIKEN.

Bei Betrachtung der architekturgeschichtlichen Wandlungen pflegen die Architekten das technische Können, die Ästhetiker das künstlerische Wollen als ausschlaggebend hinzustellen; für den Historiker sind es untrennbare Dinge. Zwei offenliegende Tatsachen sind es: erstens, daß der Übergang von der flachgedeckten zur gewölbten Basilika in der Entwicklung der mittelalterlichen Baukunst ein tiefeinschneidender Wendepunkt ist; und zweitens, daß die deutsche Baukunst ihn zum ersten Male gegen Ende des 11. Jahrhunderts erreicht hat. Die westfränkische Architektur ist beim Gewölbebau früher angelangt, aber fürs erste nur unter Preisgabe des überlieferten Raumbildes der Basilika. Für die deutsche Architektur hingegen war dies Raumbild etwas schlechthin Gegebenes

und Wertvolles. Wieviel dabei auf die Ehrfurcht vor der Überlieferung, wieviel auf einen festgegründeten künstlerischen Glauben zu setzen ist, wird sich nicht scheiden lassen. Dabei ist nicht daran zu zweifeln, daß die im frühen Mittelalter erschreckend häufig auftretenden Brandschäden den Wunsch nach Ersatz der Holzdecke durch Steindecke stets rege gehalten haben müssen. Allein andererseits wußte man auch genau, daß gerade die Basilika durch ihre Querschnittsverhältnisse der Wölbung besondere Schwierigkeiten entgegengesetzt. Unter allen Veränderungen, denen die deutsche Baukunst das überlieferte Bild der spätantiken Basilika nach und nach unterwarf, ist diese die letzte. Der Grundriß, der äußere Aufbau, die Schmuckformen, alles hatte sich schon gewandelt, — nur noch nicht die Konstruktionsform der Decke. Hier ging es um einen Kardinalpunkt, nicht nur technisch, sondern auch künstlerisch, wenn auch die volle Tragweite und Unaufhaltsamkeit der mit der Aufnahme des Gewölbes ins Rollen kommenden Entwicklung noch nicht geahnt werden konnte. In Wahrheit birgt ja schon die erste romanische Gewölbebasilika die Keimzelle der Gotik. Im Verhältnis zur langen Dauer, in der sich die letztere festsetzte, ist jene nur ein kurzes Vorspiel.

Die Kategorien Steinbau, Gewölbebau, Monumentalbau gehören eng zueinander. Nicht deshalb hatte der frühchristliche Kirchenbau, aus einer an kühnste und machtvollste Gewölbekonstruktionen gewöhnten Umwelt hervorgehend, der flachen Holzdecke über leichten Backsteinmauern den Vorzug gegeben, weil er nicht zu wölben verstanden hätte, sondern weil die Schwäche seines Monumentalgefühls die Gewölbe nicht mehr brauchte. Mit dem Wiedererstarken dieses Gefühls setzte der romanische Stil ein. Zuerst noch ganz elementar, als Wohlgefallen an der Festigkeit des Stoffes und der Mächtigkeit der Massen. Daß er schließlich zum Gewölbebau übergehen mußte, war eine innere Notwendigkeit. Es ist klar, daß damit die Lossagung von der Stimmung der Spätantike zur Vollendung kam. Ebenso klar aber auch, daß mit der Lösung des Problems ganz von vorn begonnen werden mußte. Deckenkonstruktion und Raumform stehen in einem zwingenden Zusammenhang. Es ist nicht möglich, mit jeder beliebigen Gewölbeform jeden beliebigen Grundriß und Querschnitt zu überdecken. Wäre es den Deutschen dieser Zeit nur darauf angekommen, Gewölbekirchen um jeden Preis zu besitzen, so hätten sie nur nötig gehabt, bei den Byzantinern in die Schule zu gehen oder allenfalls auch das an den von jeher gewölbten Krypten angewendete System im großen zu versuchen. Aber wir sagten es schon: ihre Raumphantasie war mit der Basilika unlöslich verwachsen; für deren räumlichen Rhythmus und Lichtführungsschönheit gab es keinen Ersatz. Von kleinen dissidenten Gruppen abgesehen, war es die unerschütterliche und allgemeine Überzeugung: sollen Gewölbekirchen gebaut werden, so dürfen es nur Gewölbebasiliken sein.

Ein charakteristischer Irrtum der ersten Zeit ist es, daß die meisten das Problem nur als ein technisches ansahen, d. h. meinten, es brauche sich nichts zu verändern als die Decke für sich. Sehr bald aber machte der tiefe Unterschied des künstlerischen Wesens mit Kraft sich geltend. Die Schönheit der alten, der flachgedeckten Basilika liegt allein in der Raumkategorie; was ihr fehlt, ist die Einheit der Substanz und der sinnfällige Zusammenhang zwischen Decke und Mauern. In der gewölbten Basilika dagegen sind diese beiden mehr als bloße Raumgrenzen. Sie haben ein Leben für sich. Das Verhältnis von Last und Stütze, an sich ein bloß statisches, wird durch die Phantasie des Beschauers in ein dynamisches umgedeutet. Den Pfeilern, Arkaden und Mauern wird eine vitale Bewegung angedichtet, die sie mit den Bogenlinien der Decke in einen fortlaufenden Zusammenhang setzt. Dieses zum Ausdruck zu bringen, gibt es eine lange Reihe sich steigernder formaler Möglichkeiten. Was wir als romanisch und gotisch unterscheiden, sind nur verschieden hohe Sprossen derselben Leiter. Welche derselben jeweils erreicht wurden, hing weder vom technischen Können allein, noch vom künstlerischen Willen allein ab, sondern beide bedingen sich gegenseitig. — Bevor wir den geschichtlichen Gang verfolgen, wollen wir uns klarmachen, warum die mehrschiffige Basilika der Wölbung größere Schwierigkeiten bietet als ein einschiffiger Raum oder einer mit mehreren gleichhohen Schiffen. Ein Gewölbe wirkt nicht bloß als Last, d. h. in lotrechter Richtung; die Erfahrung hatte längst darüber belehrt, daß es daneben noch eine zweite, eine seitliche Druckrichtung gibt, und daß dieselbe eine Mauer um so stärker angreift, je höher sie ist. Kommen zum Hauptschiff noch Seitenschiffe hinzu — eben der Fall der Basilika —, so wird die Hochwand an zwei verschiedenen Stellen in entgegengesetzter Richtung bedrängt: am Anfall der Mittelschiffsgewölbe von innen nach außen, am Anfall der Seitenschiffsgewölbe von außen nach innen; und zu alledem wurzelt diese Mauer nicht in der Erde, sondern balanciert auf Pfeilern und Arkaden.

So also stand das Problem. — Betrachten wir nun die besonderen Verhältnisse im deutschen Gebiet. Wo die Deutschen in Stein zu bauen lernten, empfangen sie damit zugleich eine gewisse Kenntnis vom Wölben. Auch in der Basilika wurden einzelne Bauteile — die Apsis, die Erdgeschosse der Türme, vor allem die Krypten — von Anfang an und stets gewölbt. Ferner blieb im Zentralbau, soweit er noch geübt wurde, die Steindecke die Regel. Wir erinnern daran, daß die bedeutende konstruktive Leistung, als die sich das Aachener Münster darstellte, von einem Franken, einem Ostfranken, herrührte. Für das 10. und 11. Jahrhundert sind die Zentralbauten in Wimpfen und Ottmarsheim Beispiele einer auch vor größeren Maßverhältnissen nicht zurückschreckenden Wölbekunst. Nicht zu verkennen ist dabei, daß die Länder am Rhein und an der Donau mehr zu leisten vermochten als die mittel- und norddeutschen. Die Ver-

gangenheit mit ihrer Trennung in ein römisches und ein freies Germanien bedeutete wie in vielen andern Kulturüberlieferungen auch hierin noch immer etwas; ein Weiteres tat die Nähe des Westens zu Frankreich, des Südens zu Italien. In der Zeit der Ausbildung der flachgedeckten Basilika war Sachsen den anderen Stilprovinzen ebenbürtig, zuweilen selbst führend; sobald die Fragen des Gewölbebaus in den Vordergrund traten, ging der Primat mehr und mehr auf den Westen über.

Der erste Versuch im großen, auf den wir hier stoßen, wollte bezeichnenderweise dem eigentlichen Problem noch ausweichen, er behalf sich mit der Verkoppelung eines gewölbten Zentralbaus mit einer flachgedeckten Basilika. Das Gebäude, an dem diese Kompromißlösung durchgeführt wurde — nur das eine Mal und sonst nicht wieder —, gehört nach seiner Zeitstellung noch an das Ende der vorigen Epoche, aber nur als Vorläufer der in diesem Kapitel zu behandelnden Dinge kann es im richtigen Licht gesehen werden. Es ist die Kirche St. Marien im Kapitol in Köln (Abb. 69, 71). Sie hatte, als der uns beschäftigende Bau des 11. Jahrhunderts ausgeführt wurde, schon eine lange Geschichte hinter sich. Als ihre Stifterin wurde Plektrudis, die Ahnfrau der Karolinger, Gemahlin Pippins von Heristall, verehrt. Reste dieser ersten Anlage sind nicht gefunden worden. Vielleicht hatte sie sich in die in den Fundamenten jetzt aufgedeckten Römerbauten eingenistet. Ein erster Umbau, vielleicht schon wesentlich Neubau, erfolgte im 10. Jahrhundert unter Bischof Brun, ein zweiter im 11. Jahrhundert unter Hermann und Anno, abgeschlossen wurde er im Jahre 1065. Äbtissin war damals Ida, Tochter des Pfalzgrafen Ezo, Enkelin Kaiser Ottos II. Dieser Bau ist im wesentlichen der noch heute bestehende; teilweise verändert wurde (schon im Anfang des 13. Jahrhunderts) die Decke; der übrige Aufbau, vor allem der merkwürdige Grundriß, ist das Werk des 11. Jahrhunderts. Bei ihrem Anblick sieht sich der von der bisherigen Entwicklung ausgehende Betrachter in Staunen und Ratlosigkeit versetzt. Ein Gebilde aus einer fremden Welt. Offensichtlich aus dem Gedankenkreise des Gewölbebaus hervorgegangen. Der Grundriß ist mit einer so reichen und kultivierten Gestaltungskraft durchgeführt, daß wir allein schon deswegen sagen müssen: über das Vermögen der deutschen Baukunst des 11. Jahrhunderts geht das weit hinaus. Analogien finden sich nur in zeitlich oder räumlich entfernten Kunstgebieten. Die Möglichkeit einer Einwirkung von ihnen her darf nicht abgelehnt werden. Die kleeblattförmige Dreikonchenanlage, wie sie in der Kölner Apostelkirche (Abb. 70) in einem besonders reich entwickelten Exemplare vorliegt, war in den ersten Jahrhunderten nach Christus in allen Mittelmeerländern und bis nach Vorderasien hinein verbreitet, im Kirchenbau wie im Palastbau; bald in der einfachen Fassung der Cömeterialzellen, bald reicher entwickelt, wie beispielsweise in den Bauten Kaiser Hadrians in Tivoli und in Athen und in der S. Lorenzokirche in Mailand;

bald in Hofhallen aufgelöst, bald zu einem geschlossenen Gewölbebau zusammengezogen. Auch die Kombination mit dem Langbau kam schon vor; so in der konstantinischen Geburtskirche in Bethlehem, im Palast vom Mschatta in Syrien. Man muß es beinahe auffallend nennen, daß der fränkischen und deutschen Kunst der Frühzeit, da sie doch so manches aus der östlichen Kunstwelt aufnahmen, bei ihrem Suchen nach reicherer Chorgestaltung gerade dieser Typus fremd geblieben war*. So kommen zur Ableitung der Kapitolskirche nur zwei Annahmen in Betracht: entweder folgte sie einem seither verschollenen rheinischen Bauwerk aus der Römerzeit, oder der Plan war neuerlich aus einem jener fernen Länder, zu deren Erbbesitz er gehörte, eingeführt worden. Der Beiname »im Kapitol« heißt uns zunächst in der erstgenannten Richtung suchen. Steht vielleicht sogar St. Marien gleich einer andern kölnischen Kirche, gleich St. Gereon, unmittelbar auf römischen Grundmauern? Ausgrabungen haben in der Tat auf römische Grundmauern unter der Kirche geführt; aber die erwartete Gestalt zeigen sie nicht; der Grundriß des 11. Jahrhunderts ist unabhängig von ihnen, unabhängig überhaupt von allen seinen örtlichen Vorgängern entworfen worden. Sehen wir uns weiter im römischen Germanien um, so bietet der sogenannte Kaiserpalast in Trier zwar eine gewisse Familienähnlichkeit, aber sie genügt nicht. Zu einem dritten, bloß hypothetischen, vom Erdboden wie aus dem Gedächtnis verschwundenen Römerbau die Zuflucht nehmen, wäre kaum etwas anderes als Verzicht auf eine wirkliche Erklärung. Es wird also der andere Weg zu erproben sein. Bis in den Orient brauchen wir uns durch ihn nicht führen zu lassen. In Italien, und zwar in dem den Deutschen am besten bekannten Teil, in der Umgegend von Mailand, ist die Tradition von S. Lorenzo nie ganz abgebrochen gewesen. S. Fedele in Como, um das Jahr 1000, hatte nicht nur die Verbindung mit einem Langhaus, sondern auch Umgänge um die Konchen. In einzelnen ist freilich vieles anders. Bemerken wir dann noch die verwandte, aber einfachere Lösung im ältesten Bauteil (1108) einer andern niederrheinischen Kirche, der von Klosterrat, von der die Chronik sagt, ihr Fundament sei *scemate Longobardino* gelegt worden: — so ist die Herkunft des Grundrisses von St. Maria im Kapitol aus dem lombardischen Kunstkreise zwar nicht bewiesen, aber doch der Wahrscheinlichkeit recht nahe gebracht. Hätten wir uns für den andern Fall, die Ableitung von einem rheinisch-römischen X, zu entscheiden gehabt, so wäre mit solcher Neigung, auf antike Ruinen zurückzugreifen, das Erwachen einer Renaissance Stimmung behauptet worden. Etwas anderes bedeutet die Anknüpfung an eine noch lebendige, wenn auch fremdländische Überlieferung. Bei der Hypothese, der wir

* Einige wenige aus Italien abzuleitende Fälle von Kleeblattgrundrissen einfachster Art, wie St. Stephan in Werden und St. Georg auf der Reichenau, bestätigen nur durch ihren Ausnahmeharakter die Regel.

zuneigen, bleibt es unentschieden, ob der Meister der Kapitalkirche ein eingewanderter Lombarde oder ein zurückgewanderter Deutscher war. Wahrscheinlicher ist das Zweite, da die Formenbehandlung der Einzelheiten unumwunden deutsch ist. Die wichtigste Frage ist auch nicht diese, sondern die nach den Absichten, durch welche die Kölner Bauherren sich bei der Wahl der von allem Gewohnten sich so weit entfernenden Generalidee leiten ließen. Ist doch sonst in der Entwicklung der romanischen Baukunst nichts sprunghaft, nichts unvorbereitet. Von vornherein unmöglich für diese Zeit ist es, daß ein persönlicher Geschmack des Baumeisters sich hier durchgesetzt haben könnte. Auch von einer allgemeinen Wendung, sei es der ästhetischen, sei es der liturgischen Bedürfnisse, ist nichts zu spüren; der Plan hätte dann ein Echo finden müssen. Für mich besteht kein Zweifel, daß dieser fremdartige Typus nicht an sich schon Zweck, sondern nur Mittel war: Mittel zur Gewinnung eines großen Gewölbebaus. Ohne Vorbilder kam diese auf Autoritätsglauben gestellte Zeit nicht aus. Wenn man einen reinen Zentralbau nicht haben wollte und Wölbung der Basilika nicht haben konnte, dann kam die Bekanntschaft mit dem lombardischen Kompromißtypus zur rechten Stunde. Allerdings ist auch unter dieser Führung die Wölbung nur halb gelungen: sie blieb auf die Umgänge und Seitenschiffe beschränkt, und erst das 13. Jahrhundert hat für die Mittelräume nachgeholt, wozu sich das 11. im letzten Augenblick zu schwach fühlte. Nachdem das Hauptziel verfehlt war, schwand auch das Interesse am Plan. Die Kapitalkirche blieb im Organismus der deutschen Baukunst ein Fremdkörper. Anderthalb Jahrhunderte später unter veränderten Verhältnissen sollte jedoch der schein-tote Keim noch zum Leben, und zwar einem sehr kraftvollen, erwachen. (Siehe unten Buch III.)

Von diesem Zwischenspiel wenden wir uns wieder der Hauptlinie der Entwicklung zu.

Wenn der erstrebte Gewölbebau die Raumform der Basilika haben sollte, welches System kam dafür in Betracht? Von den drei der Antike geläufigen Gewölbearten — der Kuppel, dem Tonnengewölbe, dem Kreuzgewölbe — war an die erste von vornherein nicht zu denken. Die zweite, die sich formal dem Raumbilde der Basilika sehr schön angepaßt hätte, war konstruktiv (wegen des starken Seitenschubs) um so bedenklicher; so blieb nur die dritte. Schon in den Krypten war man vom Tonnengewölbe, das die Frühzeit öfters angewendet hatte, gänzlich abgekommen. Die hier allgemein gebräuchlich gewordene Formel: Teilung in mehrere Schiffe von gleicher Höhe und mit rechtwinklig sich durchdringenden Halbzyllindern, d. h. also mit Kreuzgewölben, gedeckt, — hätte sich auf oberirdische Kirchen übertragen lassen; es wäre dann eine sogenannte Hallenkirche entstanden, und die Gefahr des Seitenschubs wäre hier offenbar geringer als in der Basilika gewesen. Einem Versuch dieser Art — der heutige Denkmäler-

bestand kennt allerdings nur den einen — begegneten wir schon in der bald nach dem Jahre 1000 entstandenen Bartholomäuskapelle in Paderborn. Er war in technischer Hinsicht wohl gelungen, fand aber trotzdem keine Nachfolge: die Basilika ließ sich aus ihrer Alleinherrschaft nicht verdrängen. In der Kölner Kapitolskirche verstand man es, die Seitenschiffe mit einer Folge von Kreuzgewölben, die durch kräftige Quergurten verstärkt wurden, einzudecken, aber die Wölbung des Mittelschiffs unterließ man, weil aus den früher auseinandergesetzten Gründen der Seitenschub hier viel bedrohlicher war.

Etwa im Ausland Belehrung zu suchen, wäre zwecklos gewesen. Denn auch die in der Wölbekunst viel erfahreneren Bauschulen Oberitaliens und Frankreichs mühten sich eben an diesem Problem erfolglos ab, was den Deutschen nicht unbekannt geblieben sein wird; die erste reine Gewölbebasilika — genauer gesagt: die erste großen Maßstabes — wurde in Frankreich nicht früher als um 1080 begonnen, es geschah im mächtigsten Kloster des Abendlandes, im burgundischen Cluny, hier aber in der Form des Tonnengewölbes.

Um dieselbe Zeit aber fiel auch in Deutschland schon die Entscheidung. Nicht etwa ein großer Fortschritt in der technischen Wissenschaft führte sie herauf, es war die Entschlußkraft eines kühngesinnten und machtgewohnten einzelnen Mannes, eines Königs. Erstling der deutschen Gewölbebasilika ist der Dom von Speier in der von dem Salier Heinrich IV. befohlenen Umgestaltung. Sie ist fünfzehn bis zwanzig Jahre jünger als die Weihe der Kölner Kapitolskirche, und die technische Lösung erfolgte ohne fremdes Muster, wie es dort noch angerufen war. Gleichwohl wäre der Entschluß zur Einwölbung des Domes von Speier nicht zustande gekommen, wenn er nicht von einer allgemeinen Bewegung der Zeit getragen worden wäre. Nicht nur im Rheinlande, sondern gleichzeitig auch in Burgund und der Lombardei — zusammenfassend ausgedrückt: in der maßgebenden Mitte Europas — wurde die Baukunst reif zum Eintritt in eine neue Epoche, eine Epoche erhöhter Monumentalität. Und in jedem dieser drei Gebiete steuerte dies Verlangen auf dasselbe besondere Ziel, die Gewölbebasilika. Aber die Mittel, durch die es erreicht wurde, waren in jedem verschieden. Diese Generation lebte in einer hohen Spannung der Gemüts- und Willenskräfte. Das Ringen um das Imperium zwischen Kaiser und Papst, die Kreuzzüge, der Aufschwung in der Baukunst — das sind Einzelvorgänge, die aus derselben geschichtlichen Umwelt sich auflösen. Für Heinrichs IV. Entschluß muß besonders der große Neubau in der Hochburg seiner Erzfeinde, in dem Neste, das ihm einen Gregor und Urban ausgebrütet hatte, in Cluny, von Bedeutung gewesen sein; er war gleichsam ein Gegenzug des Imperiums gegen das Sacerdotium.

Der Dom von Speier, der »Kaiserdom«, ist ein Gefäß so reicher historischer Erinnerungen, wie sie kein anderes Baudenkmal unseres

Vaterlandes besitzt, — Erinnerungen an Größe und an Erniedrigung. Hier haben wir ihn nur nach seiner Stellung in der Architekturgeschichte zu betrachten. In der Gestalt, die ihm die Restauration des 19. Jahrhunderts gegeben hat, täuscht er Einheitlichkeit vor (Abb. 63, 164). In Wahrheit hat sich seit der Zeit der Salier sehr vieles an ihm verändert, und es wird gut sein, davon vorweg Kenntnis zu nehmen. Der Dom ist von Konrad II. — in welchem Jahre, ist nicht genau bekannt, etwa 1030 — begonnen und von Heinrich IV. nicht lange vor seinem Tode — er starb 1106 — vollendet worden. Diese Bauführung unter den drei ersten Saliern ist als eine zusammenhängende anzusehen; in ihrem Verlauf trat aber ein Planwechsel hinsichtlich des konstruktiven Systems ein, während der Grundriß und die Mauern unverändert blieben. Die im 12. Jahrhundert ausgeführten Arbeiten haben nur den Charakter von Restaurationen. Seitdem wurde nicht mehr Hand an ihn gelegt bis zu der von dem Feldherrn Ludwigs XIV. — in demselben Jahr, in dem das Heidelberger Schloß zur Ruine wurde und ein gleiches Schicksal auch dem Dom von Worms zgedacht war — begonnenen Zerstörung. Dieselbe kam zwar nicht zu Ende, war aber umfassender, als im allgemeinen bekannt ist. Wie der Dom nach der halben Zerstörung durch Ludwig XIV. aussah, zeigt die in Abb. 162 wiedergegebene Ansicht aus dem Jahre 1756. Der Sohn des großen Rokoko-baumeisters Balthasar Neumann, Franz Ignaz, baute das Langhaus wieder auf. Er tat es mit einer archäologischen Gewissenhaftigkeit, die jedem modernen Restaurator Ehre machen würde. Nur im Westbau, den er gänzlich zertrümmert vorfand, überließ er sich seiner Phantasie. Was im 19. Jahrhundert (bis 1854) der Nazarenerarchitekt Heinrich Hübsch an seine Stelle gesetzt hat, ist ein mißbehaglicher Bastard — weder archäologisch genau, noch künstlerisch frei. Noch bedauerlicher ist die Glättung und Bemalung des Innern; ihre frömmelnd süßliche Modernität bringt in die Urtümlichkeit und Mannhaftigkeit der alten Architektur einen unleidlich falschen Ton. Außerdem hat die verschleifende und verschleiernde Überarbeitung jede eindringende Bauanalyse unmöglich gemacht. In allem daher unvermeidlichen Streit über viele Einzelfragen ist man sich über einen Hauptpunkt doch einig: darüber, daß der, wie gesagt, unverändert gebliebene Grundplan Konrads II. auf flache Holzdecken berechnet war, und zum andern, daß die ersten Gewölbe (nicht die heutigen, die teils aus dem späten 12., teils aus dem 18. Jahrhundert herrühren) von Heinrich IV. ausgeführt wurden. Aber doch war, was Heinrich IV. vom Vater und Großvater übernahm, schon nicht mehr eine Flachdeckenbasilika der hergebrachten Art: im System der Arkaden und Hochwand des Mittelschiffs war eine bedeutungsvolle Neuerung eingetreten. Die Arkadenöffnungen waren auffallend eng und schlank; getragen wurden sie nicht von Säulen (wie in Straßburg, Limburg, Hersfeld usw.), sondern von breiten Pfeilern, und an deren Stirnseite war eine

Halbsäule angeordnet, welche die Hochwand entlang bis zu den oberen Fensterbögen sich fortsetzte; und dazu noch eine Gliederung der Wand durch einspringende Blenden (Abb. 58). Hatten in der Flachdeckbasilika bisher, dem Gebot der Decke folgend, die wagerechten Linien die Herrschaft gehabt, so ist dieselbe jetzt auf die senkrechten übergegangen. Unsere in den Bau sich einfühlende Phantasie wird überredet, daß lebendige Kräfte vom Fußboden zur Decke aufsteigend dem Druck der letzteren entgegenwirken. Damit ist der bisher vermißte organische Zusammenhang zwischen Stützen und Decke hergestellt. Außerdem sondern sich im Wesen der Wand für die Anschauung zwei unterschiedliche Funktionen: die lasttragende und die raumabschließende. Die Wand ist nicht mehr Wand im alten Sinne, sie ist ein Pfeilersystem mit Füllungen geworden. Man sieht, schon der Baumeister Heinrichs III. lebte in Gedankengängen, an deren Ende der Gewölbebau stand. Nicht unwahrscheinlich hat schon er selbst den Seitenschiffen ihre Gewölbe gegeben. Das größere Wagnis der Einwölbung des Mittelschiffs hat erst Heinrich IV. unternommen. In diesem Augenblick führte der Speierer Dom die Spitze der abendländischen Baukunst. Wenn der unbekannte Verfasser des Nachrufs auf Heinrich IV., ein Mann hoher Bildung und Gesinnung, unter den Taten des Kaisers die Vollendung des Speierer Doms nicht vergißt und von ihm sagt, er sei »über alle Werke der alten Könige des Lobes und der Bewunderung wert«, so sind das keine leeren Worte. Allerdings scheinen die Gewölbe Heinrichs IV. technische Mängel gehabt zu haben. Denn schon im 12. Jahrhundert mußten sie ersetzt werden. Den daraus hervorgehenden (heutigen) Zustand zeigen Abb. 60, 62. Die Gewölbe wurden mit Gurten unterfangen und die diese tragenden Halbsäulen wurden verstärkt, so daß in den Stützen ein rhythmischer Wechsel eintritt, den das ursprüngliche System noch nicht kannte.

In naher Beziehung zum Dom zu Speier steht der von Mainz (Abb. 86). Der Bau der Ottonenzeit war im Jahre 1081 ein Raub der Flammen geworden. Man schritt zu einem Neubau, und auch diesem lieh der Kaiser seine Unterstützung. Die Anlehnung an Speier war vollständig. Soweit Abweichungen eintraten, in der Anordnung der Fenster und der Blendnischen, waren sie keine Verbesserungen. Die Gewölbe mußten auch hier nach hundert Jahren erneuert werden, und ein gotischer Ausbau der Seitenschiffe verschlechterte die Verteilung des Lichts. Die künstlerisch höchst bedeutende Ausbildung, welche im 12. und frühen 13. Jahrhundert die beiden Chöre erfuhren, ist in anderem Zusammenhang zu betrachten.

Weiter abwärts am Mittelrhein, genauer gesagt in einem Seitentale desselben, liegt die Kirche des Benediktinerklosters Laach*. Wenn sie zu

* Begonnen 1093. Nach dem baldigen Tode des Gründers, des Pfalzgrafen Heinrich II., der Bau eingestellt. Wiederaufgenommen 1112. Geweiht 1156.

den schönsten und charaktervollsten Repräsentanten des deutsch-romanischen Stils gerechnet wird, so hat man die äußere Baugruppe im Auge (Abb. 156). Der Innenbau kann ein so großes Lob nicht hervorrufen (Abb. 61, 66, 68). Als Dokument zur Geschichte des Gewölbesystems ist er aber von großem Interesse. Wir finden hier nämlich einen von Speier und Mainz abweichenden Weg eingeschlagen. Zur Erläuterung sei folgendes eingeschaltet. Das Kreuzgewölbe, wie die Römer es ausgebildet hatten und wie die romanische Baukunst es nicht anders kannte, empfing seine Form aus der rechtwinkligen Durchdringung zweier Tonnengewölbe. Die vier Kappen, aus denen es sich zusammensetzt, sind mithin Ausschnitte aus Zylinderflächen; damit sie im Scheitelpunkt zusammentreffen können, müssen sie aus gleichen Radien gebildet sein, also gleiche Höhe der Randbögen und gleiche Seitenlänge des den Grundriß bildenden Vierecks besitzen, d. h. dieses muß ein reines Quadrat sein. Weiter: das Maßverhältnis des Mittelschiffs zu den Seitenschiffen kann nicht ein beliebiges sein, sondern jenes muß genau doppelt so breit sein als diese, weil nur auf diese Weise für den Grundriß das geforderte Quadratnetz gewonnen werden kann. Man nennt dies das gebundene System. Es wurde in der deutschen Baukunst, nachdem Speier und Mainz (wenn auch infolge ihrer Abhängigkeit von einem älteren Grundriß noch nicht ganz konsequent) damit vorausgegangen waren, die allgemeine Regel. In Laach nun hat man sich diesem Zwange nicht unterwerfen wollen. Man ließ die Jochteilung durch Mittel- und Seitenschiffe gleichzählig durchlaufen und gab somit für die einzelne Abteilung den quadratischen Grundriß auf; derselbe wurde in den Seitenschiffen ein vermehrtes, im Mittelschiff ein verringertes Quadrat (Längsrechteck — Querrechteck). Die Vorteile dieses Verfahrens für die Aufteilung des Raumes sind einleuchtend, die Nachteile liegen in der Gewölbeform. Solange an eine andere als halbkreisförmige Gestalt der Randbögen noch nicht gedacht werden konnte (erst die Gotik mit ihren Spitzbögen fand den Ausweg), so lange blieb nichts anderes übrig, als die über den Schmalseiten der Rechtecke stehenden Bögen zu stelzen, die über den Breitseiten stehenden korb- oder segmentbogenartig zu drücken — wie es in Laach auch geschehen ist. Die dabei entstehenden Linien sind häßlich, und man begreift, daß diese Einteilungsart nicht eher wieder aufgenommen wurde*, als bis die Gotik neue Lösungsmittel an die Hand gab. Wir aber als Beobachter wollen es uns notieren, daß gleich schon die ersten Gewölbebasiliken — Speier und Laach, jedes an verschiedenen Punkten — die Gedankenreihen streiften, die später im gotischen System weitergeführt wurden**.

* Einmal doch: in Altenstadt am Lech, hier nach lombardischen Mustern.

** Auf die Streitfrage, ob Laach von Anfang an auf Gewölbe angelegt oder noch im Gedanken an Flachdecke begonnen war, kann hier nicht eingegangen werden.